

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

(15. Fortsetzung.)

Die zwölf Nächte.

Roman von Otto Goldmann.

(Nachdruck verboten.)

17. Kapitel.

Die Teufelchen.

Professor Molinar war nicht allzu bestürzt, als er von der Verhaftung seines Neffens erfuhr.

„Was soll er denn gemacht haben? Den Musterkoffer unterschlagen, Provisionen erschwindeln? Die typischen Verbrechen eines Reisevertreters. Ich weiß von nichts.“

Dr. Binger bat den alten, nichtsahnenden Herrn zu einer Aussprache unter vier Augen. Sie fand im Laboratorium statt, da der Professor darauf bestand, ein Präparat über dem Bunsenbrenner im Auge behalten zu müssen.

Der Polizeileutnant betrat zum erstenmal den Arbeitsraum des berühmten Chemikers. Dieser bat ihn an Apparaten, Regalen und Flaschen mit rätselhaftem Inhalt vorbei nach dem hintersten Raum, der durch eine schwere Eisentür verschlossen war. Dem Besuch kam es vor, als ob man ihn in eine Gefängniszelle führe.

„Mein Allerheiligstes!“ lächelte Molinar und hob rasch den Riegel vor die Tür. „Hier betreibe ich meine Privatstudien, in die nicht einmal Mclean seine Nase zu stecken braucht.“

„Im übrigen verdient dieser Herr Ihr vollstes Vertrauen?“ Dr. Binger musterte zerstreut den kleinen Raum. Er enthielt nur einen hohen Schrank, dessen Glascheiben mit dichten Vorhängen versehen waren. Die kalten, geweißten Wände schienen nur vorhanden zu sein, um eine Leinwand didaktisch, sorgfältig insulierter Drähte und Kabel zu beherbergen, die aus dem Nichts kommend sämtlich unter dem Tisch endeten. Ein Tisch, auf dessen Mitte jedoch nur eine kleine Sticht Flamme brannte, die sich bemühte, eine abscheulich aussehende Flüssigkeit bei springender Laune zu erhalten.

Molinar schraubte bedächtig die Flamme höher. Sie nahm grünliches Leuchten an und brachte die abscheuliche Flüssigkeit zum Rasen. „Mclean, ja. Haben Sie etwas an ihm auszusetzen?“

Dr. Binger dachte schon, der Gelehrte wollte gar nicht antworten. „Unterhalten wir uns lieber über Ihren Neffen.“

„Auch recht. Schießen Sie los!“

Vorsichtig begann der junge Polizist mit dem Einbruch, den Hans Grüner bei dem Onkel begangen.

Molinar wartete das Ende nicht ab. „Fräulein Müller hat damals also nicht geträumt? Gut. Jedenfalls stelle ich gegen meinen Neffen keinen Strafantrag. Man muß ihn sofort freilassen. Warum hat die junge Dame mir übrigens den Kernpunkt verschwiegen, daß Hans Grüner der nächste Einbrecher war?“

„Um, es spielen da wohl gewisse Sympathien mit.“

„Dann ist sie ebenfalls verrückt. Mein Neffe hat doch zu essen und zu trinken! Warum die Attade gegen mein Silber, gegen die Perlen, den entzündenden Watteau in der Diele?“

„Junge Menschen haben eben noch andere Bedürfnisse als Essen und Trinken, Herr Professor. Vielleicht haben Sie ihn mit dem Taschengeld zu knapp gehalten.“

Molinar brummte etwas Unverständliches in den langen, weißen Bart. Die abscheuliche Flüssigkeit erforderte sein ungeteiltes Interesse, schienen doch tausend Teufelchen in ihr zu hüpfen, die Reißhaus nehmen wollten. Als schnell die Flamme niedriger wurde, sanken sie kleinmütig auf den Boden ihres gläsernen Gefängnisses.

Dr. Binger suchte die Überleitung von dem leichtsinnigen Neffen zum Mitglied der berüchtigten Gaunerbande. Man durfte dem alten ehrwürdigen Herrn gegenüber nicht mit der Tür ins Haus fallen. So erwähnte er zunächst den verlorenen Paß.

„Hat sich längst erledigt!“ meinte der Professor zerstreut. „Für diese Nachlässigkeit hat er doch schon 14 Stunden gebremst.“

„Es liegt noch mehr vor. Ihr Neffe steht in nahen Beziehungen zu einer weiblichen Person, die Mitglied der Gaunerbande ist.“ Dr. Binger erzählte von dem Bild mit den „tausend Küßen auf gutes Gelingen“.

Zum erstenmal wurde der Professor böse. „Sie spionieren also in meinem Hause herum?! Warum weiß ich nichts von diesem Fund?“

„Ich wollte Sie nicht beunruhigen. Im übrigen nahm Kommissar Fischer mir die Angelegenheit sofort aus der Hand“, wick der andere aus.

„Beschreiben Sie mir diese verdächtige Person!“

Dr. Binger suchte nach Worten.

„Stellen Sie sich eine blonde, königlich gewachsene Göttin vor, deren Körper nur einen Fehler aufweist.“

„Sie hat einen heimlichen Verdruß?“

„Nein. Aber einen Leberfleck auf der linken Wange.“

Die abscheuliche Flüssigkeit in den Glaskolben zischte plötzlich hoch.

„Einen Leberfleck auf der linken Wange? Hoho, das ist ja zu amüsant. Einen Leberfleck! Und auf der Photographie sieht man ihn?“

„Das nicht. Aber ich . . . kenne die schöne Frau.“

„Persönlich?“

„Leider noch nicht. Ich habe noch niemand gefunden, der mich ihr vorstellt.“

Der Professor fischerte in seinen weißen Bart. „Sie sind ein kleiner Spakvogel. Welche Indizien solch gräßlicher Art wie einen Leberfleck haben Sie sonst noch gegen meinen Neffen?“

Die spukhafte Flüssigkeit hatte sich wieder beruhigt. Die Teufelchen waren schlafen gegangen.

„Er befindet sich im Untersuchungsgefängnis hinter sechsmal verschlossenen Türen und steht doch in Verbindung mit den Gaunern. Neulich versuchten sie, ihm einen genauen Plan der Anstalt und eine vorzügliche Feile zuzustücken. Ich habe sie selbst gesehen . . .“

Professor Molinar gönnte den Teufelchen ihre Ruhe. Er humpelte nach dem Fenster, das — wie Dr. Binger jetzt erst bemerkte — stark vergittert war, und kam lachend mit der neuesten Nummer des „Kanarienvogel“ zurück.

Und ärgerlich las der andere:

„Die Kassiber. Unter dem lächerlichen Verdachte, Mitglieder der Bande „Zwölf Nächte“ zu sein,

schmachtet herantretend zwei Oberröhrer im Gefolge. Dem einen flog heute aus der blauen Morgenluft eine Zelle zu. Nun scheint er ganz verloren. Aber: Glaubt die superfluge Polizei wirklich, daß die rühmlich bekannten Gauner einem der Ihrigen zumuten, sich selbst um seine Freiheit zu bemühen? Wo doch ein bloßes Fixieren der Schlösser und Riegel genügt, um sie zum Schmelzen zu bringen! „Darf ich telefonieren?“ Dr. Binger stand hastig auf.

„Bitte!“ Der Professor wies nach dem Apparat, der in der Ecke des Zimmers angebracht war. „Ich habe alles da, bin oft tagelang hier eingeschlossen. . . Mit einem diskreten Lächeln zog er sich zurück. Und mit einem dumpfen Dröhnen fiel die schwere Eisentür hinter ihm ins Schloß.

Dr. Binger zuckte zusammen. Himmel, war er in eine Falle gegangen?! War der Mann, mit dem er sich soeben noch unterhalten, gar nicht der Professor, sondern mastiert, ein Mitglied der Gaunerbande? Er eilte nach der Tür, versuchte, sie zu öffnen, vergeblich. Er verstand die Riegel und verschlungenen Stahlarabesken nicht zu entwirren und zurückzuschieben.

„Nur Ruhe!“ Pfeifend schritt er zu dem Telephon. Aber . . . dieser Kasten war keine Attrappe. . . . Es meldete sich ein Amt und bald war Dr. Binger mit dem Kommissar Fischer verbunden.

„Hallo! Ich bin im Laboratorium des Professors Molinar. Für alle Fälle . . . Sie verstehen nicht? Ich machte nur einen Scherz. Nun aber etwas Ernstes, Dringliches. . .“ er dämpfte seine Stimme zu einem Flüstern. „Ich rate Ihnen, im Untersuchungsgefängnis alle Verschlüsse sofort durch Holzriegel sichern zu lassen! S wie Heinrich; D wie Otto; L wie Lump. . .“

Fischer unterbrach ihn lachend: „S wie Zacharias. Seit gestern abend bereits alles in Ordnung. Sogar die Tischler der Anstalt haben schwitzen müssen, damit alles bis zum Anbruch der Dunkelheit fertig wurde. Sie ahnten nicht, daß sie sich damit den Weg in die goldene Freiheit endgültig verbauten! Haha, diesmal sind wir früher aufgestanden als unsere lieben Freunde. Sie haben wohl die neueste Nummer der gelben Gaunerpresse soeben gelesen?“

„Deshalb rufe ich an.“

„Und wissen Sie das Neueste? In einer Stunde haben wir die heimliche Druckerei ausgehoben. Das Alarmkommando steht schon bereit. . .“

„Und wartet noch auf was?“

Kommissar Fischer stützte behaglich beide Ellenbogen auf den Schreibtisch, um möglichst leise flüstern zu können:

„Ich studiere eben einen Brief in Geheimschrift, den ich vor einer Viertelstunde erhielt. Es sind Buchstaben, vermischt mit Ziffern. Unten sind Quadrate mit Ziffern, wahrscheinlich die Straßen. Den ersten Satz habe ich schon entziffert. Er lautet: „Die Druckerei der Diebe der zwölf Nächte befindet sich jetzt in der Königsstraße.“ Das Nächste wird etwas schwieriger. . .“

„Lesen Sie vor!“ drängte Dr. Binger. „Vielleicht kann ich Ihnen helfen. Das Entziffern von Geheimschrift ist meine Spezialität. . . . Na?“

Er hörte lange nichts.

Endlich kam ein gräßlicher Fluch. „Fünf Sekunden nur habe ich den Witz aus der Hand gelegt und jetzt. . .“

„Aha! Jetzt ist er verschwunden. War jemand im Zimmer?“

„Unsinn, der Zettel ist da. Oben rechts ist noch mein Eingangsstempel. Aber sonst. . . Zum Teufel, das Blatt Papier ist tatsächlich leer!“

„Schießen Sie das Alarmkommando heim, Herr Fischer. Schluss!“

Als Dr. Binger den Hörer anhing, stellte sich das Gefühl der Beklemmung wieder ein, das ihn beim Verschwinden des Professors überkommen. Wäre es möglich, daß er hier wie die Maus in der Falle saß?

Doch nach kurzem Anklopfen stand der Professor vor ihm.

„Ich möchte nur nach der Gasflamme sehen“, entschuldigte er sich. „Ah, Sie sind mit dem Gespräch fertig. Ich wollte nur wegen des Präparates. . . Ich

gucke auch nie solange von meinen Vertiefungen fort, hauptsächlich nicht, wenn ich Fremde hier weise. Es gibt hier Knöpfe und Schaltungen. . . . Manche Leute sind furchtbar neugierig. . . . Ein falscher Druck, eine kleine Dummheit. . . und das ganze Haus kann in die Luft fliegen!“ Er lächelte den jungen Polizisten milde an.

Da empfahl dieser sich ziemlich schnell.

Keine Minute länger in dieser Teufelsbude!

Teufelsbude. . . .

Die Teufelchen in der abscheulichen Flüssigkeit waren in der Zwischenzeit wieder erwacht, hatten die Abwesenheit ihres Herrn und Meisters zu einem eigenmächtigen Tanz benützt. Zwei, drei ganz tolle waren auf den Tisch gesprungen. . . .

Dr. Binger verstand recht gut, daß der penible Professor ein wütendes Knurren ausstieß. Denn auf der Schwelle sich einmal verbeugend, sah er, daß die zwei, drei Teufelchen hemmungslos durch die Tischplatte gefahren waren. . . . (Fortsetzung folgt)

Spätjahr.

Von roten Blättern schwillt das Brunnenbecken,
Als quölle Wein zu einem Bacchanal.
Aus rauschgoldgelben buntbebeerten Becken
Baut sich der Garten zum geschmückten Saal.
Frei wie ein Hof in Andalusiens Sonne
Läßt er des Himmels volles Blau herein.
Noch einmal huscht verschollene Maienwonne
Durch dieser späten Tage milden Schein.

Anna Kapstein.

Erlebnisse unter Lappländern.

Von U. Tariatuga.

Es klingt fast paradox, daß wir unseren eigenen Planeten weniger genau kennen als die der Erde zugewandte Hälfte des Mondes. Immerhin herrscht die Meinung vor, daß die fehlenden Entdeckungen nur mehr im „dunklen“ Erdteil Afrika und in Australien zu machen seien. Daß es in Europa ganze Völker gibt, die gerade so lang in der Geschichte stehen als wir, aber wegen ihrer Abgeschlossenheit nur sehr selten besucht werden, wird gewöhnlich nicht bedacht. Über sie besitzen wir im allgemeinen nur herkömmliche Charakteristiken. Ich denke da vorzüglich an die Eskimos und an die Lappen. Den ersten wurde der Halbblutdäne Knud Rasmussen Ehrenretter, der letzteren nimmt sich der Helsingforscher Universitätsprofessor J. E. Rosberg an, der mir auch bei meinen wiederholten Nordlandfahrten an die Hand ging. Rosberg verbringt jeden freien Sommer bei den Lappen, die bekanntlich drei Reichen angehören, Norwegen, Finnland und Schweden. In Helsingfors zeigte mir Rosberg eine ungeheure Literatur über dieses merkwürdige Volk, die er in vielen Jahren da und dort mühsam gesammelt hat. Diese Schilderungen geben, wie ich mich selbst überzeugen konnte, ein ganz falsches Bild der Lappen. Einzelne Berichtsjahre lassen sich bereits bei römischen Schriftstellern feststellen. Unsere uns suggerierten Vorstellungen stammen jedoch von Briefen, die christliche Missionäre im Mittelalter an die Päpste schickten. Ihnen zufolge sind die Lappen ein auf niedrigster Kulturstufe stehendes in Erdlöchern hausendes Volk, dessen Untugenden in die Augen springend seien. Abgesehen von dem unter ihnen herrschenden Aberglauben seien sie feige, verschlagen, hinterlistig, boshaft, kleinmütig, mißtraulich usw. Alle diese Eigenschaften würden sich freilich schon daraus erklären, daß sie eben von der „Kultur“ noch wenig beledet sind, denn selbst unser eigenes Landvolk macht vielfach diesen Eindruck auf Städter, besonders wenn es sich um recht einsam lebende Bauern handelt. Und daß Menschen, die in größter Einsamkeit ein von Tausenden Gefahren umgebenes Leben führen, gegen einen Beobachter mißtraulich sind, der die „Feigheit“ darin erblickt, daß sie sich nur schwer „langen“ lassen, leuchtet ohne weiteres ein. Diese „Pioniere“ scheinen sie eben für Halbtiere gehalten zu haben, die man „fängt“. Gar mancher Schilderer vergleicht sie auch geradezu mit Affen, woran vielleicht die etwas gekrümmten, aber horizontal liegenden Augen schuld sein mögen. Sie gehören eben dem finnisch-ugrischen Volkstamm an, weisen jedoch, wie ich oft sah, viele Individuen auf, die auch unserem Schönheitsideal entsprechen. Einzelne geistliche Berichterstatter sagen statt „feig“ — „unkriegerisch“ und begründen das z. B. damit, daß sich vierzehn Lappen nicht gegen einen einzigen Sibirier vorzugeben trauten. Die Lappen werden in

diesem Zusammenhang mit den Ainenen verflochten sein. Und das stimmt bei den Lappen. Die beiden letzten einen ganz unglaublichen Wagemut im Kampfe mit der Natur (was bei dem ängstlich ehrgeizlosen, nomadischen Bienen bekanntlich nicht der Fall ist), sind aber das friedfertigste Volk und konnten sich offenbar beim Verannahmen des fremden Reisenden nicht denken, daß er überhaupt gegen sie „vorgehen“ wolle.

Das eine ist allerdings richtig: in der Stadt erweckt der Lappe einen ausgesprochen komischen Eindruck. Ich erlebte eine solche Szene in einer nordschwedischen Stadt, wo nicht nur die Strassenjugend spöttelnd hinter dem Manne aus der Polarregion her war, sondern auch die sonst ernstesten Erwachsenen große Heiterkeit an den Tag legten. Ganz abgesehen von seiner grotesken, fast ganz aus Renntierprodukten hergestellten Kleidung, stapfte der ewiges Rahnfahren und Schneetretten gewohnte Mensch in der ebenen Straße so dahin, als müsse er sich im Gleichgewichte halten und bei jedem Schritte den Fuß aus Schneemassen ziehen. Bloß die Finnen lachen über diese Besucher nicht. Die Lappen nehmen übrigens von dieser Haltung der Städter gar keine Notiz, und zwar nicht aus Feigheit, sondern infolge ihrer ersten Versuchlossenheit, an die sie gewöhnt sind. Einem Lappenmädchen darf man z. B. nie eine Schmeichelei sagen, weil sie das unfehlbar als Beleidigung auffassen würde.

Wer da indessen glauben wollte, daß diese Damen nicht nerods seien, irrt gewaltig. Wir sind hier bei einem psychologisch besonders interessanten Kapitel. Es ist einigermaßen auffallend, daß ein solches mit der Natur innig verwachsenen Urvolk so viel Dysterische aufweist. Rosberg sammelte darüber viele Beispiele. Eines will ich nach seiner Erzählung wiedergeben. Ein russischer Kaufmann trat hastig und plötzlich vor eine Lappenfrau und klatschte mit aller Kraft in die Hände. Sofort sprang die Frau wie eine Furie auf ihn, traktete, schlug und biß ihn gottsjämmerlich. Nachdem sie die Mißhandlungen eine Weile fortgesetzt hatte, fiel sie zu Boden und hatte einen schweren Anfall. Als sie dann wieder zu sich kam, zog ein anderer Kaufmann ein Taschentuch heraus und fuchtelte ihr damit unvermutet vor dem Gesichte herum, wobei er rasch aus der Hütte sprang. Da raste das Weib nunmehr von einem zum anderen, warf einen auf die Erde, hieb auf den zweiten ein, schleuderte Verschiedenes gegen die Wand, riß andere beim Haar usw.

Hierzu muß ich bemerken, daß die Nervosität der Lappen den Reisenden wohlbekannt ist, und daß besonders die Russen — einem Norweger, Schweden oder Finnen fielen dergleichen nicht ein — derartige Scherze machen, als ob die Lappen, mit denen er doch Geschäfte abschließen will, Raken wären, die man boshafterweise sticht, brennt oder zwängt. Sämt man sich die Unerfrohenheit vor Augen, mit welcher diese Menschen gegen die Elemente kämpfen, so muß eine solche Nervosität einen besonderen Grund haben. Ich glaubte sie auf den durch Jahrhunderte getriebenen Schamanenkult zurückführen zu sollen, doch widersprach mir Rosberg, dessen Erfahrung die meinige natürlich vielfach überwoog, indem er auf die asiatischen Schamanen hinwies, bei denen solche Erscheinungen nicht vorkommen, wenigstens nicht in einem so ausgebildeten Grade. Vielleicht wird spätere Forschung hier mehr Licht bringen.

Überraschend ist — zumal wenn man mit den konventionellen Schilderungen beschwert, Lappenboden betritt — der Humor der Leute, unter denen es übrigens heute schon sehr viele des Lesens und Schreibens Kundige gibt. Unter sich sind sie äußerst gutmütig und trachten sich durch Gefänge ihr schweres Leben zu erleichtern. Eine ganz gelungene, charakteristische Geschichte erzählte mir ein schwedischer Amtmann. Da gab es einen Mann namens Pontsö, der sich bei ihm schon wiederholt über die zahlreichen Waldläufer beschwert hatte, die sich in seiner Gegend aufhielten, ans Fenster pochten (vielleicht auch nur, um Spässe zu treiben) und seine Gastfreundschaft beanspruchten. Einmal ließ sich einer bei ihm förmlich nieder und nahm die Gattin in Beschlag, traktierte Pontsö mit Hieben und Schlägen und wollte sich der Hausordnung nicht fügen, worüber Madame Pontsö in eine schlimme Krankheit verfiel. Da war aber auch Pontsös Geduld zu Ende. Er holte seine Winte, riß sie an die Wade und schoss den Kerl nieder. Das wäre ein Vorfall, der sich ja auch bei uns oft genug ereignet. Nun kommt aber das Topisch-Lappländische. Pontsö setzte sich hin und schrieb nachstehenden Brief an den Amtmann: „Wir hatten in den letzten Tagen ganz hübsches Wetter — und Besonders hat sich in unserem gottverlassenen Winkel nicht ereignet, außer daß die Waldläufer fleißig in Bewegung waren. Einen von ihnen habe ich bereits genötigt, sein Leben zu lassen. Er liegt in unserem Schuppen. Herzliche Grüße! Pontsö.“ Der Amtmann leitete das gerichtliche Verfahren ein, doch wurde Pontsö freigesprochen und vom Richter befehrt, daß er sich entfernen könne. Der Lappe blieb

das Leben und verließ das Land. Obgleich Pontsö seinen Brief dem Amtmann zeigte, so ist es doch sehr wahrscheinlich, daß er ihn nicht las. Der Lappe hatte die Absicht, das Leben zu lassen, aber er hatte es nicht geschafft. Der Lappe hatte die Absicht, das Leben zu lassen, aber er hatte es nicht geschafft. Der Lappe hatte die Absicht, das Leben zu lassen, aber er hatte es nicht geschafft.

Der Wintermantel.

Von Franz Werneke.

Frits stürmt herein, mein Freund Frits. Er fällt mit der Tür ins Haus: „Kannst du mir fünfzig Mark bunt?“

„Guten Tag“, sage ich, „set dich.“ Als wir sitzen, wiederholt er seine Frage. Und: „Agathe hat nämlich morgen Geburtstag.“ (Agathe ist seine Frau.)

„Wann Gottes, du verdienst doch viel mehr als ich, Nichts dich gefälligst mit deinem Gelde ein.“

„Lai. Du hast eben keine Frau. Und also keine Abnung. Die unvorhergesehenen Ausgaben. . . Zum Beispiel die Geschichte mit dem Wintermantel.“

„Wer sich nicht nach der Decke streckt. . .“ murmelte ich. Frits überhört den Vorwurf (wegen der fünfzig Mark) und fängt an zu erzählen: „Da sagt Agathe eines Abends ganz friedlich und harmlos: „Du, Fritschen, ich habe da noch herrlichen Stoff liegen von früher her. Und wir sollen einen strengen Winter bekommen. Mein alter Mantel ist wirklich zu dünn. . .“ Ich denke: im letzten Winter war er dir genug. Doch ich schweige. Vielleicht verliert sie den Mut. . . aber weitgefleht. Agathe bohrt weiter: „Und das Futter habe ich auch noch. Das können wir aus dem unmodernen Abendmantel nehmen. Es wird also nur den Nachlohn kosten.“ Ich lege mein Gesicht in bekümmerte Falten: „Wie viel?“ frage ich. „O, das macht mir die Heupel ganz billig. Darf ich sie morgen mal fragen?“ Na, schön. Das Fragen kostet mich nichts. Und „Nein“ sagen kann ich dann immer noch. Am nächsten Tag gegen Mittag kommt Agathe ins Geschäft, ein wenig aufgeregter und sehr strahlend: „Du, Herzele, es kostet nur dreißig Mark. Denke nur, den ganzen Mantel für dreißig Mark! Ich habe den Stoff gleich abgelassen.“ — Pause. — Ich frage mich mit dem Bleistift. Agathe sagt schnell: „Oder soll ich ihn lieber wieder abholen?“ Das ginge noch. . . O Gott: Wie sieht sie entzückend bekümmert aus. „Nein“, sage ich, dreißig Mark. Das trägt die Kasse noch.“ „Ach, du bist goldig!“ Ein Regen von Küßen, und Agathe läuft ab.

Nach zwei Tagen kommt sie wieder ins Geschäft (wo ich keine Zeit zu langen Debatten habe). Sehr bedrückt, sehr leinlaut. Sie drückt so herum. Bis ich frage. „Ja, denk dir bloß — das Futter von dem alten Abendmantel — es zerreiht, wenn die Heupel es verarbeiten will. Seide legt sich ja so leicht brüchig.“ — Pause. — Dann frage ich vorsichtig: „Wie viel kostet denn neues Futter?“ Agathe wird plötzlich lebhaft. „O, wir können ganz billiges nehmen. Die Moden wechseln ja so schnell. Es braucht ja nicht lange zu halten.“ Rette Ausschichten, denke ich. „Aber wie viel meinst du denn?“ „Ach Gott, das kann ich so genau nicht sagen.“ Sie rechnet flüchtig an den Fingern und sieht süß und sorgenvoll aus. Schließlich mit einer wegwerfenden Handbewegung: „Höchstens dreißig Mark.“ „Sind zusammen sechzig“, sage ich. „Aber das ist doch furchtbar billig. Ich habe mir heute in der Stadt Mäntel angesehen, da war keiner unter . . .“ „Bewilligt“, sage ich. Ein Sommergewitter von Küßen. Agathe fliegt weg.

Zwei Tage später kommt Agathe wieder ins Geschäft, strahlend. „Ich war bei der Heupel. Er wird ganz entzückt, der Mantel. Nur die Heupel meint, wir sollen einen ganz schmalen Pelzstreifen um die Ärmel sehen. Und viel leicht auch um den Kragen. Unten herum nicht. Nein, das ist wirklich nicht nötig.“ Ich werde schwer mißtrauisch. „Pelz?! Das ist doch sicher furchtbar teuer!“ „O Gott, wahr! Das sind so fertige Besätze aus beschädigten Fellen, die man sonst nicht verwenden kann. Nein, das kostet nicht viel.“ Ich sehe ein, daß ich streng werden muß. „Das ist dann aber das Letzte“, sage ich, „wenn es nicht überhaupt schon zu teuer ist. Wie viel macht es denn?“ „Ja, aus dem Kopf kann ich dir das nicht sagen. Aber mehr als zwanzig Mark kann das nicht kosten. Wir nehmen dann nur um die Ärmel.“ „Also in Gottes Namen. Damit wären wir denn auf achtzig gekommen.“ Ein Wolkenbruch von Küßen und Agathe entschwebt.

Sie ist dann noch einmal gekommen. Ob sie für den Kragen nicht auch dürfte? Kurz, gestern habe ich die Rechnung bezahlt. Was meinst du, wie viel?“ „Na, hundert Mark etwa“, sage ich. „Lai!“ sagt Frits, „einhundertundfünfundsiebzig Mark in Buchstaben. Und morgen hat sie Geburtstag. Sie möchte einen Photoapparat. Du bekommst es am 1. zurück.“

„Na, hundert Mark etwa“, sage ich. „Lai!“ sagt Frits, „einhundertundfünfundsiebzig Mark in Buchstaben. Und morgen hat sie Geburtstag. Sie möchte einen Photoapparat. Du bekommst es am 1. zurück.“

...und stieg die Kiste hinauf. „Do, immer noch besser, als eine Frau, die Wintermäntel braucht“, lachte ich. „Weißt du nicht, wie ich dich aussehe?“, fragte er. „Du tust mir leid! Mensch! Du solltest sie in dem Mantel leben! — Eine Königin, eine Göttin!“ Und er entschleucht fröhlich. Meine alte Wirtin schlurft mit dem Tee herein. Dann geht sie. Ich sitze einsam da. „Ach Gottchen“, seufze ich schließlich. „175 Mark — eigentlich ist es gar nicht so fürchterlich viel.“

Kreuzwort-Rätsel.

1	2		3		4		5	6
7					8			
			9	10				
11		12				13		
		14						
15	16					17	18	19
20			21		22			
23					24			
25					26			

Senkrecht: 1. Geheimgericht. 2. Ostseeinsel. 3. Nicht alt. 4. Monat. 5. Papiermak. 6. Vorübergehender Unterschlupf. 10. Moderne Erfindung. 12. Fürwort. 13. Gattung. 15. Getränk. 16. Frauennamen. 18. Lebensnotwendigkeit. 19. Farbe. 21. Gewässer. 22. Landungsplatz. — Wagerecht: 1. Warmer Wind. 4. Monat. 7. Schornstein. 8. Kunstgefäß. 9. Kanton. 11. Biblische Person. 13. Baumteil. 14. Streich. 15. Trinkstube. 17. Geographische Bezeichnung. 20. Verhältniswort. 21. Ort in Nepal. 23. Vogel. 24. Bruder. 25. Schiffsteil. 26. Frauennamen.

Auflösung des Kreuzworträtsels in Nr. 246: Wagerecht: 1. Ibsen. 4. Bifar. 7. Armee. 9. Alter. 12. Ade. 13. Eli. 15. Eno. 16. Seth. 18. Gram. 19. Orkan. 20. Golf. 23. Ural. 27. Uhu. 28. Jun. 29. Ade. 30. Tegel. 32. Barock. 34. Umsel. 35. Diffe. — Senkrecht: 2. Bürde. 3. Ehe. 5. Ill. 6. Arena. 7. Has. 8. Mei. 9. Ai. 10. Ter. 11. Rom. 14. Lafen. 17. Guf. 18. Gnu. 20. Dbeim. 22. Zug. 24. Nar. 25. Adoff. 26. Led. 28. Al. 31. Ehe. 33. Ali.

Hygiene und Heilkunde

Lepra endlich heilbar? In einer medizinischen Fachzeitschrift gibt Prof. Waldrod von der Universität in Dorpat bekannt, daß es ihm gelungen sei, ein Mittel zu finden, mit dem es möglich ist, Leprakranke zu heilen. Wenn sich diese Nachrichten bewahrheiten sollten und die von dem Erfinder als erstaunlich gut bezeichneten Erfolge seines Mittels auch bei einer Nachprüfung von anderer Seite sich zeigen würden, so wäre damit der Wissenschaft ein neuer, großer Erfolg beschieden. Bis jetzt hatte man sich nämlich vergeblich bemüht, die an Ausfall erkrankten Personen zu heilen und mußte sich damit begnügen, sie von der übrigen Bevölkerung abzusondern, um eine weitere Verbreitung der Krankheit zu verhindern; denn die Lepra ist ansteckend, wenn auch nicht vererbbar. Durch diese Absonderungsmaßnahmen ist es in Verbindung mit den hygienischen Fortschritten der neueren Zeit gelungen, die früher sehr verbreitete Seuche stark einzuschränken. Früher aber hat sie eine schlimme Plage der Menschheit dargestellt. Schon im Altertum war sie bekannt und ist dann im Mittelalter besonders im Zeitalter der Kreuzzüge nach Mitteleuropa eingeschleppt worden. Besonders schlimm wütete die Seuche im 13. Jahrhundert, hier wurde der Höhepunkt der Erkrankungs- und Sterbefälle erreicht, von da ab geht die Kurve langsam zurück, in der Hauptsache dank den Abheilungsmahnen, die von religiösen Genossenschaften eingeleitet worden sind. Man gründete Mitle für Aussätzige, deren Zahl im 13. Jahrhundert in der ganzen christlichen Welt 19 000 erreichte. Seit dem 17. Jahrhundert ist die Lepra als ausgedehnte Volksseuche aus Europa verbannt worden. Immerhin gibt es auch heute noch Gebiete, in denen sie anzutreffen ist, so besonders im Süden von Frankreich, ferner in den skandinavischen

Landern und in den indischen Ländern. Der Dozent Waldrod bestand sich also auf einen „an der Quelle“ und konnte seine Versuche am Menschenmaterial anstellen. — Es werden zwei Arten von Ausfall unterschieden, die knotige und die fleckige. Die erstere von beiden ist die bösartigere. Es bilden sich Knoten, die sich allmählich in Geschwüre verwandeln. Der Verlauf der Krankheit beträgt bis zum Eintritt des Todes 8—10 Jahre. Das Charakteristische der anderen Form ist das Auftreten rothbrauner Flecke. — Das Mittel, das Prof. Waldrod gefunden hat, beruht auf Behandlung der Kranken mit ihren eigenen Krankheitsprodukten, und zwar werden die Produkte der Leprabakterien mittels Kohlenäure aufgeschloffen, den Kranken eingeimpft, die dadurch immun werden. Waldrod berichtet, daß von 160 so behandelten Kranken 70 als für ihre Umgebung ungefährlich entlassen werden konnten.

Gesellschaft und Mode

Der Buschel-Bubikopf. Die neueste Bubikopf-Mode, die von Paris aus ihren Siegeszug antritt, sucht den Eindruck zu erwecken, als ob die Trägerin dieser Haartracht direkt vom Morgenbad käme und noch keine Zeit gehabt hätte, die nassen Haare zu kämmen und zu bürteln. Je malerischer die Unordnung ist, in der sich die Haare präsentieren, je wilder die Locken durcheinanderwirbeln und je zwangloser sie ins Gesicht gezogen werden, desto besser genügt man den Forderungen der Mode. Aber diese Haarwirris, so zwanglos sie aussieht, ist durchaus nicht unbeabsichtigt, sondern sie wird von geschickten Haarkünstlern mit großer Kunst hergestellt. Es gibt drei verschiedene Formen des „Buschel-Bubikopfes“, die von den Pariser Coiffeuren „kreiert“ werden. Die einfachste erinnert in der Lagerung der Haare an die gewöhnlichen Wellen, die nur auf einer Seite des Kopfes angebracht werden, während die andere Seite einen buschig gelegten Bubikopf zeigt, der durch einen Kamm zusammengehalten wird. Bei der zweiten Form sind die wirren Locken über den ganzen Vorderkopf verteilt, schieben sich über die Stirn vor zu einer gewellten Franse, und ein paar Locken sind ins Gesicht heruntergezogen, wobei aber die Ohren frei bleiben. Die gewagteste Form ist die, bei der sich die Wirris über den ganzen Kopf ausbreitet. Die Haare sind vollkommen aufgelockert und durch zwei Seitensämme notdürftig gehalten; eigentliche Wellen und Locken fehlen vollkommen. Die Dame trägt ein hochstehendes Geflecht von unordentlichem Haar.

Wie hält man die Dame beim Tanz? Die Lockerung der Tanzformen im modernen Ballsaal hat auch zu einer Willkür in der Art geführt, wie der Herr die Dame hält. Die „korrekte“ Haltung, bei der der Herr die eine Hand mitten zwischen die Taille und die Schulterblätter legt, und den anderen Arm, der die Hand der Dame faßt, austreckt, gilt heute als zu gesucht, zu akademisch, und sie paßt auch nicht zu den wilden Bewegungen beim Charleston, bei denen die Arme unbewußt eine gewisse Gleichgewichtsstellung einnehmen. Sehr beliebt ist die feilsche Haltung, bei der der Herr seine Hand unter dem Arm der Tänzerin durchzieht. Die Damen versichern aber, daß es recht schwierig ist, bei einer solchen Haltung dem Herrn zu folgen, wenn er nicht sehr gut führt. Die Haltung, die von den Tanzmeistern als die beste für diesen Winter empfohlen wird, ist die Gegenüberstellung von Gesicht zu Gesicht und Beinen zu Beinen. Dadurch wird das unschöne Wiegen und Giebelverrecken vermieden. Der Tanz wird dadurch rubig, leicht und elegant, die Haltung gerade, und außerdem kann man sich dabei gut unterhalten. Beim Charleston ist freilich eine engere Verbindung zwischen dem Tänzerpaar nötig. Der Herr legt den Arm um die Taille der Dame und preßt den anderen Arm eng an den ihren, um das Gleichgewicht herzustellen. Der gute Tänzer wechselt mit der Haltung, je nach der Art des Tanzes und der Tänzerin. Die Damen haben angeordnet, daß die Tänzer, mit denen sie noch nicht eingetanzet sind, sich jedesmal erkundigen sollten, ob die Haltung, die sie gewählt haben, der Partnerin zusagt.

Scherz und Spott

Ihre Medizin. „Manche Leute, die bei mir speisen“, seufzt der Gastwirt, „müssen die silbernen Löffel wohl für eine Art Medizin halten: sie nehmen sie nach dem Essen!“ Immer der alte. „Ich habe also in meinem Testament bestimmt, daß ich verbrannt werden will“, sagte er zu seiner Frau. — „Natürlich! Das paßt dir so“, entgegnete sie ärgert. „Überall so die Asche herumstreuen!“